

V.

Die dankbare Zwerгин.

Meister Hildemar, der Eigenthümer einer großen Mühle und schöner umher liegenden Ländereien, wollte gegen Mitternacht das Licht auslöschten und sich zur Ruhe begeben, als draußen an den Fensterladen geklopft ward. Er und Sara, sein Weib, fuhren erschrocken zusammen, denn dieses Klopfen konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, da ihre Schlafkammer nicht auf ebener Erde, sondern zwei Treppen hoch war. Indem sie mit einander darüber sprachen, ward es noch zweimal wiederholt. Hildemar öffnete jetzt den Laden, mit der Erwartung, eine baumlange Riesengestalt oder wenigstens einen gewöhnlichen Menschen mit einer zum Anpochen gebrauchten Stange vor sich zu sehen. Aber der unbewölkte volle Mond zeigte ihm nichts Befremdliches, als ein langes, weißes Bündel, das vor der Hausthüre lag. Er ging mit dem Lichte hinab und fand — ein in Betten eingewickelttes Kind.

Bestürzt, doch keinen Augenblick sich besinnend, was zu thun sey, nahm er den Fündling, der ihn mit hellen Augen ansah, auf den Arm, um ihn ins Haus zu tragen. Da erhob sich in der Luft ein starkes Geräusch, das wie

der Flügelschwung eines großen Raubvogels klang. Hildemar erschrock; doch da er nichts weiter sah und hörte, schloß er die Thür hinter sich zu und stieg mit seinem Hunde die Treppe hinauf.

Das kinderlose Ehepaar vereinigte sich sogleich, das kleine Wesen so lange, bis es seine Eltern vielleicht abfordern würden, als ihr eigenes Kind zu behandeln. Es war ein Mädchen, kaum ein Jahr alt und nach allem Anschein von vornehmer Herkunft. Das Bett war von Seide, das Leinengeräth äußerst fein und mit dem Namen Helene und einer Grafenkrone bezeichnet.

Den weltklugen Leuten schien es rathsam, die wunderbare Begebenheit nicht bekannt werden zu lassen, weil ein endloses ärgerliches Geschwätz darüber voraus zu sehen war. Das Hausgesinde hatte den Vorfall glücklicher Weise verschlafen; Verheimlichung war also möglich, und sie fingen es klug an, den jungen Gast ohne bedeutendes Aufsehen in ihr Haus einzuführen. Sie ließen in der Morgendämmerung den Reisewagen bespannen und sagten zu ihren Dienstleuten: sie wollten Verwandte besuchen. Der Fündling ward in einem bedeckten Korbe in den Wagen gebracht; Hildemar lenkte selbst das Gespann, und die Reise ging fort. Unter Weges verschafften sie der Kleinen eine geringere Bekleidung, fuhren dann zu den Verwandten und gaben vor: sie hätten einer Straßenbettlerin, die mit mehrern Kindern herumgezogen, das Mädchen wegen seines hübschen Ansehens abgenommen, um es als ihr eigenes Kind zu erziehen. Bei dieser Rede blieben sie auch nach ihrer Heimkehr, und Jedermann glaubte ihnen.

Helene wuchs heran, ward schön und verband mit Zartheit und Anmuth der Gestalt einen ihr angeborenen Adel der Seele, der Alles, was sie sprach und that, über Gemeinheit erhob. Dabei war sie ein bescheidenes, gutes Kind. Aber zu den Geschäften der Landwirthschaft hatte sie keine Neigung, und man nöthigte sie auch nicht dazu. Sie war hingegen eine fleißige Schülerin des nachbarlichen Landpredigers, eines gelehrten Mannes, der es übernommen hatte, ihren Geist auszubilden.

Sie stand in der Blüthe ihres sechzehnten Jahres, als eine phantastisch gekleidete Prophetin das Land durchzog und sich überall in die Häuser der Reichen drängte, um für ihre Weissagungen einen ansehnlichen Ehrensold zu gewinnen. So machte sie auch dem Meister Hildemar, von dessen Wohlhabenheit sie Kunde bekommen hatte, eines Morgens ihren Besuch. Gastfrei, wie er war, ließ er ein Frühstück auftragen. Als sie aber nach dessen Genuß in einer feierlichen Stellung weissagen wollte, verbat er das höflich, weil ihm, wie er hinzusetzte, in seiner Lage nichts Großes, das der Rede werth sey, begegnen könne. Damit griff er in die Tasche, um die weise Frau mit einem guten Zehrpennig zu entlassen.

Indem er ihr das Geschenk in die Hand drückte, trat Helene, von ihrem Lehrer kommend, in die Stube. Die Prophetin starrte sie mit großen Augen an, faßte schnell ihre Hand, beschaute die innere Fläche derselben und sprach mit Begeisterung:

„Kind, nur eine kleine Weile
Deckt noch Dunkel Dein Gesicht.
Eine wundergroße Gute
Macht Dein Glück.“

Hierauf neigte sie sich tief vor Helenen und ging von dannen.

„Das ist eine wunderliche Prophezeihung!“ sagte Sara. „Am Ende hast Du wohl gar das Glück, daß unser Nachbar, der Fänner Eule, zu Dir auf die Heirath kommt.“

Es entstand ein Gelächter, denn dieser Fänner (wie man damals statt Fähnrich sagte) war ein possirliches Männlein. Er hielt sich für einen großen Helden, weil er in seiner Jugend ein halbes Jahr als Fahnjunker gedient hatte und nachher zum Fähnrich erhoben worden war. Als aber zu gleicher Zeit ein Krieg ausbrechen wollte, traten ihm bei dieser Aussicht die Haare zu Berge. Er beschloß, sich um keinen Preis in den gefährlichen Handel zu mischen, wenn er nicht zuvor Gelegenheit gefunden hätte, sich durch die sogenannte Passauer Kunst so fest zu machen, daß er weder mit Spießen und Schwertern, noch mit irgend einem Geschos verlegt werden könne. Es glückte ihm, daß ein reisender Zauberer, der ihm von ungefähr in den Wurf kam, diese Kunst verstand und sich für Geld und gute Worte bereit finden ließ, ihm damit zu dienen. Er empfing von demselben, gegen Erlegung eines Dukatens, einen versiegelten Zettel, den er mit einem seidenen Faden durchziehen und sich an den Hals hängen sollte. Des folgenden Tages, als der Zauberer schon wieder über alle Berge war, schien es dem Junker doch bedenklich, sein theures Leben einem papiernen Schilde anzuvertrauen; er wollte wenigstens die Zauberfiguren sehen, welche die Macht haben sollten, ihn zu schützen. Behutsam das Zettelchen öffnend, fand er aber mit Schrecken nichts, als die Worte: Halunke, wehre Dich! — Das war eine ungebührliche Zumuthung, die ihm in alle Glieder schlug und ihn auf der Stelle krank machte. Er nahm seinen

Abschied und ließ sich im Städtchen Finkenberg, wo er geboren war, häuslich nieder. Da lebte er nun seitdem schon dreißig Jahre und ward nicht müde, sich durch Großsprecherei und eine abenteuerliche, mit seiner Gestalt nicht übereinstimmende Tracht lächerlich zu machen. Klein von Person, wie Zachäus, und eben so dick als lang, trug er beständig Uniform und einen langen, tief herabhängenden Säbel, den man, wenn die metallene Scheide auf den Pflastersteinen tanzte, durch die ganze Stadt klirren hörte. Auch die Hufeisen der steifen Stiefeln und die Riesensporren machten sich, im Verein mit dem Sarras, so laut, daß sie alle Schläfer aufweckten, wenn der Fäner des Nachts über die Straße ging. Ein unmäßig großer Hut mit hohem Federbusch, eine Allongenperücke, wie damals sogar die Feldherren trugen, und zu dem allen ein tüchtiger Knebelbart, vollendeten das Zerrbild. Es war daher ein lustiger Scherz, als Mutter Sara den Worten der Prophetin die Auslegung gab: daß der alte, häßliche Ritter als Helenens Freier auftreten würde.

Aber man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt ohnehin wohl; und das geschah hier. Der Fähnrich hatte von der Prophezeiung gehört und sie ganz ernstlich auf sich gedeutet. Die wundergroße Gule, wer konnte das anders seyn, als er, der große wichtige Mann dieses Namens? — Er hielt sich also für bestimmt, des Mädchens Glück zu machen, und glaubte getrost, die Ehe sey bereits im Himmel so fest geschlossen, daß er keinen Korb zu befürchten habe.

Frisch bestieg er einen Miethgaul und ritt nach der

Mühle, wo er schon in frühern Zeiten bisweilen gewesen war. Seine Ankunft erregte Befremden, weil man sogleich an die Prophezeiung dachte. Da er aber, bei Wahrnehmung der großen Augen, geschwinde vorgab, daß er nur im Vorbeireiten ein wenig hier ausruhen wolle, so war er willkommen. Er sprach nun, wie gewöhnlich, von sich selbst, rühmte sich freundschaftlicher Verbindungen mit großen Herren, die ihn nicht kannten, prahlte mit Reichthümern, die er nicht besaß, und nannte sich immer beim dritten Wort dieser Lügen einen ehrlichen deutschen Degenknopf.

Als er den Eltern nach seiner Meinung hinreichenden Staub in die Augen geblasen hatte, sagte er dem Mädchen, das ihm über alle Maßen gefiel, tausend Schmeicheleien und gaukelte, wie ein junger, verliebter Fähnrich, in der Stube herum. Diese gewaltsame Beweglichkeit des runden, bleiernen Körpers war so drollig, daß sich Helene des Lachens nicht enthalten konnte. Er nahm das für Beifall und ritt mit dem Glauben, seine Sache trefflich eingeleitet zu haben, nach Finkenberg zurück.

Dort sprach er in der geschlossenen Abendgesellschaft, deren Mitglied er war, mit schwärmerischen Lobeserhebungen von Helenen, und rühmte sich, er habe das Glück gehabt, ihr zu gefallen. Einige Wittwer und alte Junggesellen, die dabei saßen, horchten hoch auf. Den Mühlmeister kannten sie alle; aber seine Pflögetochter, die selten in die Stadt kam, hatten sie nur flüchtig gesehen und wenig beachtet. Doch jetzt, da so viel Wesens von ihr gemacht wurde und die Herren meistens Lust hatten, eine anmuthige und vortheilhafte Heirath zu thun, so saßen sie in der Stille den Vorsatz, dem feurigen Lobredner wo möglich den Rang abzulaufen und das feine Liebchen, sammt der ansehnlichen

Mitgift, die sich von dem reichen Mühlmeister erwarten ließ, heimzuführen.

So hatte der geschwätzige Prahler einen Schwarm von Nebenbuhlern aufgeregt, und einer nach dem andern machte sich in den nächsten Tagen auf den Weg, um Brautschau zu halten. Zuerst kam ein rothnäsiger Gerichtshalter, der den Schweiß seiner Bauern in Rheinwein und Burgunder verwandelte und zehn Monate im Jahre mit dem Zipperlein behaftet war; ihm folgte ein von ewigem Tabaksqualm braun geräucherter Sachwalter, der von nichts als Rechtshändeln sprach und zu sprechen wußte; dann erschien ein wüster Landjunker, der sein Gütchen verspielt hatte; und endlich der Arzt des Städtchens, ein roher, unsauberer Geist, der allen gesitteten Frauen ein Gräuel war, weil er immer die unanständigsten Scherze im Munde führte.

Hildemar wußte nicht, wie er auf Einmal zu der Ehre kam, daß alle diese Herren sein Haus zum Ziel ihrer Spazierfahrten und Lustritte wählten. Keiner von ihnen war ein Mann nach seinem Herzen; er mußte jedoch aus der Noth eine Tugend machen und sie freundlich empfangen. Sie fanden insgesammt Helenen sehr liebenswürdig, und noch liebenswürdiger die herrlichen Fluren und Gebäude, die Jeder mit der Zeit zu erben hoffte. Doch nahmen sie sich in Acht, den Zweck ihrer Besuche sogleich zu verrathen. Sie zeigten sich vorerst nur so viel als möglich von der besten Seite und waren eifrig beflissen, sich dem Mädchen und den Eltern auf alle Weise zu empfehlen.

Ihnen zu Ehren stellten sie unter andern auch glänzende Gastmähler an. Ein schweres Unternehmen für den verarmten Landjunker! Doch er schaffte Rath: er borgte Geld und Tischgeräth bei Juden und Christen zusammen. Der

Fänner lachte in's Häufchen, daß sich seine Nebenbuhler so vergebens in Unkosten setzten. Ihm allein konnte ja, nach dem Buchstaben der Prophezeiung, die Braut nicht entgehen.

Eines Tages gab der Mühlmeister, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, den sämtlichen Herren, die ihn bewirthet hatten, einen Schmaus und lud auch den Fänner dazu ein, ungeachtet dieser nicht für nöthig befunden hatte, sich gastfrei zu zeigen.

Indem die Gesellschaft lustig und guter Dinge war, erschien ein Harfner, der um Erlaubniß bat, sich hören zu lassen. Es war ein Jüngling von edler Gestalt und angenehmer Gesichtsbildung. Auch sein Gewand, ein feines silbergraues Wamms und kurzer rother Mantel, zeichnete ihn vor dem gewöhnlichen Schlage der damals häufig wandernden Spielleute vortheilhaft aus. Es war dem Mühlmeister erwünscht, daß sich eine Gelegenheit fand, die unartigen Tischgespräche seiner schon halb berauschten Gäste durch Musik zum Schweigen zu bringen. Er ließ daher dem Harfner einen Stuhl setzen, reichte ihm einen Becher Wein und forderte ihn auf, die Gesellschaft zu unterhalten.

Der Jüngling nahm Platz, begann ein Vorspiel und übersah zugleich mit bescheidenen Blicken die Tafel. Die männlichen Gestalten zog er wenig in Betrachtung; aber auf Helenen ruhte sein Auge so gefesselt, daß er sich und sein Spiel darüber vergaß und die Hände in den Schooß sinken ließ.

„Frisch, frisch, junger Mensch!“ rief der eifersüchtige, neben Helenen sitzende Fährich. „Warum erstarrt Er auf Einmal und klumpert nicht weiter?“

„Weil ich,“ antwortete der Harfner, „höchlich erstaune, einen Kriegsmann hier zu finden, da doch jetzt das ganze Heer im Felde steht, um das Vaterland des Feindes Händen zu entreißen und den verdrängten König wieder auf den Thron zu setzen.“

„Was will Er damit sagen?“ versetzte scham- und zornroth der Fänner. „Ich thue für König und Vaterland in geheim so viel, als das ganze Heer: wie das aber geschieht, das will und kann ich nicht an die große Glocke schlagen.“

Die Tischgenossen lächelten bei Seite über diese Aufschneiderei; der Harfner hingegen sagte ernsthaft: „Wenn dem so ist, mein Herr, so bezeuge ich Euch, als einer Stütze des Thrones, meine Achtung.“

„Das wollt' ich mir auch ausbitten!“ brummte Jener.

„Die übrigen Anwesenden,“ fuhr der Harfner fort, „sind ohne Zweifel eben so treue Anhänger des Königs: darum hoff' ich, daß sie insgesamt ein Lied von den Schicksalen des unglücklichen Fürsten mit Antheil aufnehmen werden.“

Einstimmig verlangte man das Lied. Der Harfner trug es mit einem so innigen Tone vor, daß alle Herzen der Zuhörer, die doch meistens kalte Menschen waren, dadurch erwärmt wurden. Der Gesang schloß mit der Aufforderung: dem vertriebenen Landesherrn treu zu bleiben, und sich nicht durch des Feindes Ränke von ihm abwendig machen zu lassen. Gerührt und begeistert riefen Alle dem König ein Lebehoch, und gaben einander die Hände darauf, ihm anzuhängen bis in den Tod.

Der Harfner, dem diese lebhafteste Theilnahme gefiel, sang nun andere Lieder, und zuletzt eins zum Lobe der Frauen. Es war natürlich, daß er das schöne Mädchen dabei ansah. Aber Herr Gule griesgramte darüber, ohne daß er jedoch den Muth besaß, seinen Ingrimm gegen den jungen

Mann, der ihn schon einmal abgetrumpft hatte, laut werden zu lassen. Darum ergriff er ein anderes Mittel, dem ärgerlichen Liebäugeln zu steuern: er schob seinen Stuhl mit Geräusch hin und her, um einen allgemeinen Aufstand zu bewirken.

Helene sah den Poltergeist verdrießlich an. Auch der Gerichtshalter, der gern noch eine Weile gebechert hätte, schnitt ihm ein böses Gesicht, und stürzte das vor ihm stehende volle Glas hurtig aus, um es nicht einzubüßen. Doch alles half nichts, der Ruhestörer lärmte fort, und der Aufstand erfolgte.

Der Sänger verstummte bei diesem Getümmel, machte Helenen eine ehrerbietige, den Uebrigen eine flüchtige Verbeugung, und wandte sich nach der Thür. Hildemar rief ihn zurück, um ihn mit einem anständigen Ehrensolde zu begaben. Allein der Jüngling lehnte das Anerbieten höflich ab und entfernte sich eilend.

Er war aber nicht weit gegangen. Am folgenden Tage tönte seine Harfe aus einem nahen, an Hildemar's Wohnhaus angrenzenden Walde. Sie spielte die Weise des Liedes zum Lobe der Frauen, das der ungezogene Fähnrich beim Gastmahle nicht aussingen ließ. Helene kam eben des Weges daher, blieb stehen und lauschte. Der Harfner, der das erwartet und mit seinem Spiele beabsichtigt hatte, trat hinter dem Gebüsch hervor, grüßte sie, und gestand, daß er bloß ihretwegen noch in dieser Gegend verweile. Sie erröthete; doch weniger über sein Geständniß, als vielmehr über ihre eigene Empfindung, daß es ihr nicht unangenehm war, den lieben jungen Mann, dem sich ihr

Herz schon Tages vorher zugeneigt hatte, wieder zu sehen und ein so schmeichelhaftes Bekenntniß aus seinem Munde zu hören. Ein freundliches Wort gab das andere. Am Ende erklärte er ihr seine Liebe, und setzte hinzu: sie solle nicht glauben, daß er sie, als ein heimathloser Abenteurer, überreden wolle, ein kummervolles Schicksal mit ihm zu theilen; er werde bald aus seiner gegenwärtigen Dunkelheit hervortreten und ihr ein glückliches Loos bereiten. —

Indem er das sagte, kam der Jährich von weitem geritten, sah die jungen Leute beisammen stehen, entbrannte vor Eifersucht, und strampelte mit beiden Beinen, um seinen abgelebten Gaul in Galopp zu setzen. Das alte Thier machte auch wirklich einen schwachen Versuch; aber nach zwanzig steifen Sprüngen war es schon erschöpft und stürzte zu Boden. Der Reiter schoß weit voran in den tiefen Sand der Rennbahn, wo er zum Glück eine gastfreundliche Aufnahme fand und keinen Schaden erlitt. Doch lag er in den ersten Augenblicken ohne Bewegung, als ob er nimmer wieder aufstehen wollte.

Helene und der Harsner eilten ihm bestürzt zu Hülfe. Er war durch seinen Fall so gedemüthiget, daß er sich von ihnen aufrichten ließ, ohne nur mit einer Miene seinen Unwillen gegen sie zu verrathen. Als er aber wieder auf den Beinen stand und sich gesund fühlte, sah er das Mädchen starr und sträfflich an und sagte: „Es ist nicht fein, wenn Jungfrauen die gebührende Zucht und Ehrbarkeit aus den Augen setzen und auf öffentlicher Straße mit Landstreichern kosen.“

„Hütet Eure Zunge!“ sagte der junge Mann mit Ernst und Würde. „Sonst werd' ich dereinst für jedes Wort, womit Ihr die edle Jungfrau oder mich beleidiget, Rechenschaft fordern.“

„Poß tausend!“ versetzte Herr Eule. „Das ist ja ordentlich die Sprache des höchsten Weltrichters.“

Der Jüngling warnte ihn nochmals, nicht zu spotten, und fragte: woher er denn Fug und Macht habe, das Mädchen über ein unschuldiges Gespräch zur Rede zu stellen.

„Ich hätte nicht nöthig, Euch zu antworten,“ entgegnete der Fährich: „doch sollt Ihr wissen, daß diese Jungfrau meine Braut ist.“

„Ich?“ — fiel das Mädchen staunend ein. „Davon weiß ich nichts.“

„Das konnt' ich wohl denken!“ sprach der Harfner. „Ihr habt also kein Recht, Euch hier unnütz zu machen. Darum seyd so gut und verlaßt uns!“

„Ich will doch sehn, wer mich vertreiben will!“ sagte der Held, und schlug auf das Gefäß seines Degens.

„Fort!“ rief der Jüngling mit einem heftigen gebieterischen Tone, und machte zugleich, rasch auf ihn los gehend, eine Bewegung mit der Hand, als wollte er ihm auf eine unsanfte Art den Weg weisen. Der feigherzige Polsterer wich erschrocken zurück; und als er auf diesem Krebsgange von seinem muthigen Gegner verfolgt wurde, kehrte er ihm plötzlich den Rücken, lief zu seinem Pferde, kletterte hurtig hinauf und trabte, ohne sich umzusehen, davon.

Der Harfner begleitete Helenen an die Thür ihrer Wohnung und sagte: er müsse sich nun auf einige Zeit aus ihrer Nähe entfernen; aber sein Geist werde sich immer mit ihr beschäftigen, und nichts vermöge das Band zu zerreißen, das sein treues Herz an das ihrige knüpfe. Sie drückte ihm leise die Hand, und er verließ sie mit eiligen Schritten.

Am folgenden Tage brachte der feldflüchtige Kriegsrat durch ausgesandte Kundschafter in Erfahrung, daß der Feind die Gegend verlassen habe. Schnell war der Ausreißer wieder auf dem Platze und setzte seine Brautwerbung thätiger als jemals fort. Seine Nebenbuhler, die das merkten, betrieben die Sache nun auch mit aller Macht. Helene befand sich daher in einem sehr unangenehmen Gedränge: denn ihre betagten Freier erschienen ihr jetzt doppelt häßlich, da ihr der junge schöne Sänger immer vor Augen schwebte.

Traurig ging sie eines Tages in den Wald, und verirte sich, in Gedanken vertieft, von ihren gewöhnlichen Pfaden. Sie kam an ein altes Jagdschloß, das in frühern Zeiten von den Fürsten des Landes oft besucht worden war, jetzt aber so öde stand, daß sogar kein Aufseher mehr darin wohnte. Indem sie sich diesem Gebäude nahte, bemerkte sie eine zahllose Schaar von Krähen, die es theils mit großem Geschrei umschwärmten, theils vor den Fenstern des Erdstocks saßen, mit gestreckten Hälsen hinein guckten und auf die Glasscheiben hacten. Die Krähen verscheuchend und ins Gemach hinein sehend, erblickte sie darin einen unerwarteten Bewohner, der den Aufruhr der feindlich gegen ihn gesinnten Vögel veranlaßte.

Es hatte sich nämlich eine sehr große Eule, eine Riesin ihres Geschlechts, im Schlosse niedergelassen, und war eben damit beschäftigt, ihr Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie selbst bemühte sich eigentlich nicht damit; sie beobachtete nur, auf und abgehend, die Arbeit ihres seltsamen Dieners, eines Besens, der freiwillig, ohne daß er von einer Hand geführt wurde, den Fußbodenkehrte, und zuweilen in einen Eimer mit Wasser sprang, um sich zu befeuchten. Von Zeit zu Zeit blieb die Herrschaft stehen,

hob einen Fuß auf und zeigte damit auf einen Fleck, wo es noch nicht rein genug war. Da hüpfte der gehorsame Besen sogleich herbei und fegte die Stelle. Zuletzt machte er noch verschiedene Luftsprünge nach der Decke hinauf, um die herabhängenden Spinnengewebe wegzuhäuschen. Mit dem allen fertig, trat er ab, und der Eimer humpelte von selbst hinten drein.

Die Eule beschaute sich jetzt, wie ein gefallsüchtiges Mädchen, in einem Spiegel, putzte sich nach ihrer Art, sprang dann auf das Fenster, vor welchem Helene stand, und rief mit einer angenehmen Stimme der Fliehenden zu: „Bleib da, liebes Kind! Was läufst du vor einer wohlmeynenden Freundin? Ich habe dich heute hier erwartet, um mit dir über wichtige Dinge zu sprechen. Komm herein!“

Voll Erstaunen, einen Nachtvogel so menschlich und vernünftig sprechen zu hören, wußte Helene nicht, ob sie sich mit der vorgebliehen Freundin in eine Unterredung einlassen oder ihre Flucht fortsetzen sollte. Indem sie, still stehend, darüber mit sich selbst kämpfte, ging das Schloßthor auf, die Eule trat heraus, und nöthigte sie mit den freundlichsten und traulichsten Worten hinein. Nun faßte sie Muth, der seltsamen Einladung zu folgen.

Als sie auf einem Stuhle Platz genommen und die Eule sich auf einem andern neben ihr niedergelassen hatte, begann diese:

„Ich bin die Tochter eines Zwergkönigs, der in unterirdischen Klüften und Höhlen ein großes Reich beherrscht. Dreimal schöner, als meine Stiefmutter, war ich ihr deswegen verhaßt. Wir zankten uns alle Tage; und als wir

einsmals in Abwesenheit meines Vaters, der eben Heerschau hielt, außerordentlich hart an einander gerathen waren, verwandelte mich die tückische Zauberin in eine Eule, und jagte mich aus unserm königlichen Palaste in die Oberwelt hinauf.“

„Es war Morgen; die Sonne schien. Dennoch fand ich, da ich nicht, wie die gemeinen Eulen, bei hellem Tage blind bin, ohne Schwierigkeit den Weg zu einem hohlen Baume und kroch hinein. Kaum war das geschehen, so rannte ein Jäger, der mit einem andern in der Nähe stand, auf den Baum zu, und erklärte laut, daß er mich tödten wolle. Sein Gefährte bat für mein Leben, und nahm mich, als Jener auf seinem blutigen Vorsatze bestand, thätig in Schutz. Darüber entzweiten sie sich dergestalt, daß der mordgierige Mann meinen Vertheidiger mit dem Jagdspieße durchstach. Hierauf ergriff er, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, schleunig die Flucht.“

„Der todte Leichnam ward bald gefunden und aufgehoben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich aus dem Gespräche der damit beschäftigten Leute, daß der Ermordete ein Graf Wildenfels gewesen war. Ach, wie wird es nun seinem Töchterlein ergehn! sagten sie. Das arme Kind, kaum ein Jahr alt, hat doch gewaltiges Unglück. Die Mutter im Kindbett gestorben; der Vater gemordet; und die Kleine nun, ohne Hülfe und Schutz, in den Händen einer bösen Stiefmutter! — Sie hat sich aber schon verlauten lassen: sie wolle den Schreihals — denn anders spricht sie nicht — einer Base, der Gräfin Wildenfels, in's Haus schicken. Doch bei der alten, mürrischen Frau, die keine Kinderfreundin ist, wird sich die verlassene Waise nicht besser befinden. — So sprachen die Leute, die den Leichnam fortbrachten.“

„Einige Tage später sah ich auf der nahen Landstraße einen Wagen daher fahren. Darin saß eine junge Dirne, die ein Kind auf dem Schooße hatte. Plötzlich fielen Räuber, aus dem Walde hervor stürzend, den Wagen an. Die Dirne sprang heraus, ließ das Kind darin liegen, und entfloh mit dem Kutscher. Die Buschklepper führten den Wagen fort, nachdem sie das Kind, als eine unnütze Beute, im Walde niedergelegt hatten.“

„Ueberzeugt, daß es die vom Unglück verfolgte Waise des Grafen Wildenfels sey, hielt ich mich aus Dankbarkeit verpflichtet, das kleine Wesen vom Verderben zu retten und in gute Hände zu bringen. Ich hatte Tages zuvor einige Holzschläger belauscht, und aus ihrem Gespräche vernommen, daß der Mühlmeister Hildemar ein wackerer Mann und kinderlos sey. Darum wußte ich gleich, wohin ich mich mit meiner kleinen Gräfin wenden konnte. Ich wartete bis gegen Mitternacht, und wen ich dann vor Hildemar's Hausthür legte, das warst Du!“ —

Helene, die sich immer, nach der verbreiteten Sage, für das Kind einer Straßenbettlerin gehalten hatte, erstaunte über diese Eröffnung und wollte die Sache für einen Irrthum erklären. Aber die Zwergprinzessin betheuerte, daß es damit seine Richtigkeit habe. „Ich ward seit jener Zeit,“ fuhr sie fort, „mit einem Zauberer bekannt, der ein Feind meiner Stiefmutter ist, ihr an Macht wenig nachgibt, und mich, ihr zum Troß, mit verschiedenen Gaben und Kräften ausrüstete, die mir bisweilen trefflich zu Statzen kommen, um mancherlei Gutes zu stiften. Unter andern bin ich fähig, geheime Dinge zu erforschen, und weiß daher nicht allein, daß Du wirklich die Tochter des ermordeten Grafen bist, sondern daß Du auch eine Menge Freier hast, aber keinen liebst, außer Einen. — Du hast, im Ver-

trauen gesagt, das beste Theil erwählt, und die alten lästigen Buhlen will ich Dir nächstens vom Halse schaffen. Frage nicht, wie ich das anstellen werde. Es soll gelingen: darauf verlaß Dich, und mit diesem Troste geh ruhig nach Hause.“

Den zweiten Tag nachher trat ein kleines junges Weiblein in Hildemars Wohnstube, neigte sich zierlich und sprach: „Ehrsamer Herr Mühlmeister, ich thu' Euch hiermit zu wissen, daß ich mich, mit hoher Erlaubniß der gegenwärtigen Machthaber, in dem alten Waldschlosse als Speisewirthin niedergelassen habe. Natürlicher Weise muß mir sehr daran gelegen seyn, mich der ansehnlichen Nachbarschaft zu empfehlen. Darum lade ich Euch, werther Herr Mühlmeister, sammt Eurer lieben Hausfrau und Jungfer Tochter, höflich ein, heute über drei Tage, folglich den nächsten Samstag, mit einem Mittagmahle bei mir vorlieb zu nehmen. Die Zeit soll Euch nicht lang werden. Ich lud bereits mehrere von Euern Bekannten und Freunden in Finkenberg ein, und sie sagten mir zu, daß sie sich einstellen wollten.“

Hildemar, den die unerwartete Erscheinung befremdete, that mancherlei Fragen über die neue Anstalt im Walde, erhielt befriedigende Antworten, und versprach am Ende, sich bei dem Gelage mit den Seinigen einzufinden. Das Weiblein dankte freundlich, und warf, indem es abtrat, Helenen einen bedeutsamen Blick zu, der ihre geheime Vermuthung, daß die vorgebliche Speisewirthin niemand anders als Freundin Gule sey, bestätigte. Es war auch wirklich die königliche Prinzessin, die mit Hülfe des ihr

wohlwollenden Zauberers jeden dritten Tag ihre vorige menschliche Gestalt annehmen konnte.

In der Mittagsstunde des Samstags fand Hildemar, als er in's Waldschloß trat, Helenens Freier dort schon versammelt. Sie gingen ihm mit freundlichen Mienen und dargebotenen Händen entgegen; indem sie sich aber bückten und Scharrfüße machten, sagten sie ihm zu seinem Erstaunen die größten Unhöflichkeiten und Beleidigungen in's Gesicht. „Willkommen, Herr Metzmeister!“ rief der Eine. „Stellt Euch so fromm und ehrlich als Ihr wollt, Ihr habt doch Euer Diebsloch, wie andere Müller!“ sprach der Andre. „An Euch ist mir gar nichts gelegen,“ sagte der Dritte: „Aber Ihr seyd ein steinreicher Mann, und habt eine Pfllegetochter, die ich heirathen will, wenn Ihr mit einer tüchtigen Mitgabe herausrückt.“ — Mit dergleichen Artigkeiten begrüßte ihn auch der Vierte, und alle geberdeten sich dabei so unterwürfig und schmeichelnd, daß er sie wegen dieses Widerspruchs für wahnsinnig hielt. Das Sonderbarste war, daß Jeder über die Grobheiten, die sein Vorgänger ausstieß, erschreckt, und im nächsten Augenblicke mit noch härtern Brocken um sich warf.

Die aufgetragene Suppe brachte sie zum Schweigen: sie setzten sich an den Tisch und aßen wie ganz vernünftige Leute. Raun aber fanden sie auf dem Teller nichts mehr zu thun, so brauchten sie wieder den Mund auf die schönödeste Weise gegen Hildemar, und endlich sogar gegen Helenen. Beide nahmen sich nicht die Mühe, den tollen Schwägern zu antworten. Jener aber that im Herzen den Schwur, ihnen sammt und sonders hinfort sein Haus zu verschließen.

Als sie genug geschmäht hatten, zogen sie gegen einander selbst los. Anfangs nur mit lustigem Spott. Unter

andern ward der kleine Fähnrich ein Endchen von einem Soldaten, und der entgürtete Landjunker ein Herr von Nirsendheim gescholten. Bald aber schimpften sie sich ernsthaft. Alle Schändlichkeiten, die einer von dem andern wußte, kamen unverhohlen zur Sprache. Das geschah zwar immer noch eine Weile mit lachendem Munde; doch endlich sprangen sie von den Stühlen auf und fielen einander in die Haare. Nur der Fähnrich entehrte sich nicht mit dieser gemeinen Raßbalgerei: er zog den Säbel, und schwor bei allen Teufeln, den in Kochstücke zu zerhacken, der ihn anrühren würde. Diese furchtbare Drohung schreckte jedoch so wenig, daß er gerade der Erste war, den man zur Thür hinaus warf. Schlag auf Schlag beförderten sich die Uebrigen eben dahin. Hildemar allein blieb unangetastet, weil er sich in den unsinnigen Streit mit keinem Worte gemischt hatte.

Sobald sich Jene sämmtlich auf der Straße befanden, erwachten sie wie aus einem Traume. Einer fragte den andern: warum haben wir uns geschlagen? Jeder behauptete mit schrecklichen Eidschwüren: es sey kein böses Wort aus seinem Munde gegangen; er habe mit seinen werthen Freunden nichts als Liebes und Gutes gesprochen. Zuletzt glaubten sie bezaubert gewesen zu seyn, und herzten und küßten einander.

In diese allgemeine Umarmung wollten sie auch den Mühlmeister mit einschließen, als er aus dem Waldschlosse heraus trat. Er wies sie aber zurück und sagte mit kräftiger Stimme: „Weichet von mir, und keiner unterstehe sich hinfort, sich meiner Schwelle zu nahen!“ Darauf bestieg er mit Weib und Kind seinen Wagen und verließ die bestürzte Gesellschaft.

Der Hausbann wirkte: es ließ sich in den nächsten vier Wochen keiner der verwiesenen Freier in der Mühle wieder blicken. Doch eben so wenig sah und hörte Helene von ihrem Geliebten. Sie glaubte, einige Kunde von ihm in dem Waldschlosse zu erhalten; aber so oft sie dahin ging, fand sie es leer. Die Speisewirthschaft hatte nur einen Tag gedauert, und Prinzessin Eule war gänzlich verschwunden.

Um diese Zeit geschah es, daß der vertriebene König an der Gränze des Reichs eine Hauptschlacht gewann, und die besiegten Feinde dadurch zwang, sein Land zu räumen. Er hielt einen feierlichen, vom Jubel des Volkes verherrlichten Einzug. Sein Weg nach der Hauptstadt ging unweit der Mühle vorbei. Hildemar und die Seinen erwarteten ihn an der Landstraße, um in das freudige Lebehoch einzustimmen.

Der König war zu Pferde: sein Kronerbe ritt neben ihm. Diesen erblickend, fuhr Helene mit einem dumpfen Schrei zusammen, und hatte Mühe, sich auf den Füßen zu erhalten. „Was ist Dir?“ fragte Hildemar: „Findest Du vielleicht, wie ich, zwischen dem Prinzen und dem Harsenspieler, der sich jüngst bei uns hören ließ, eine wunderbare Aehnlichkeit?“ — Sie bejahte das leise.

Indessen war der Siegeszug näher gekommen. Der Prinz sah mit spähenden Augen umher, und grüßte mehrmals freundlich nach der Gegend hin, wo Helenens Schönheit aus dem Volksgewühl hervorstrahlte. „Er ist's! er ist's!“ sagte Hildemar: „Ich wette mein Leben!“ Das Mädchen stand wie im Traume und antwortete nicht. Sie gingen, ohne sich das Räthsel lösen zu können, gedankenvoll nach Hause.

Tages darauf, als eben der Mühlmeister mit Frau und

Tochter von der Sache sprach, trat der junge Sänger in derselben Kleidung, die er bei dem durch seine Kunst belebten Gastgebote trug, in die Stube und rief munter und fröhlich: „Guten Tag, meine Freunde! Kennt Ihr mich noch?“

Helene schrak erröthend auf; Vater und Mutter empfangen ihn mit scheuer Höflichkeit.

„Es ist Zeit, mich Euch zu erkennen zu geben;“ sagte der Jüngling. „Dieses Gewand, das ich heute noch einmal anlegte, um Euch auf der Stelle bekannt zu seyn, war eine Verlarvung, unter welcher ich, den Feinden unverdächtig, die Gesinnungen des Volks gegen meinen abwesenden Vater erforschte. Ich bin der Sohn des Königs. — Erschrick nicht, geliebte Helene! — Ich halte Dir getreu, was ich als Harfner versprach: ich erkläre Dich hiermit zu meiner Braut.“ —

„Das ist brav!“ rief die Zwergprinzessin, die plötzlich, als wäre sie wie ein Sonnenstrahl zum Fenster hereingekommen, mitten unter ihnen stand. „Des Herrn Vaters Majestät,“ fuhr sie fort, „werden sich freilich ein wenig sperren; aber sagt dem alten Herrn nur, daß Eure Braut keine Mullerstochter, sondern eine Gräfin Wildenfels sey; und will er’s nicht glauben, so beruft Euch auf mich: ich weiß alles genau und kann es beweisen.“

Der Prinz sah die kleine Person, die so zuversichtlich sprach, mit Bewunderung an, und erbat sich ihren werthen Namen. Sie nannte sich und versicherte, daß ihr Vater, ob er gleich keine Gesandten an andere Höfe schicke, ein sehr mächtiger Fürst der Unterwelt sey. Dann erzählte sie die Ermordung des Grafen Wildenfels mit allen daraus entstandenen Folgen. Der Prinz erinnerte sich des Grafen recht wohl. Er war ein Günstling des Königs gewesen.

Das machte dem Prinzen Hoffnung, daß seine Brautwahl ohne Schwierigkeit die väterliche Genehmigung erhalten werde. Er eilte daher getrost nach der Hauptstadt zurück.

Es ging aber nicht so, wie er dachte. Der König, der seinen erschütterten Thron durch ein Familienbündniß mit einem mächtigen Fürstenhause befestigen wollte und seinen vormaligen Liebling längst vergessen hatte, schlug des Kronprinzen Gesuch rund ab. Dieser, auf seine Bitte beharrend, stellte vor: er sey nicht verpflichtet, die Neigung seines Herzens dem Moloch der Staatskunst zum Opfer zu bringen. Darüber entstand zwischen Vater und Sohn ein heftiger Zwist. Der Letztere verging sich mit Worten, und das Ende vom Liede war, daß ihn der zornige König verhaften und auf eine Festung bringen ließ.

Kaum hatte das der Zwergprinzessin ihr kleiner Finger gesagt, so begab sie sich nach Hofe, machte dem König ihre Aufwartung, und bot die möglichste Beredtsamkeit auf, ihm das verweigerte Jawort abzuschwären. Er widerstand aber wie ein Fels, und setzte zuletzt den fürstlichen Rang der hohen Vermittlerin so ganz aus den Augen, daß er ihr mit unhöflichen Worten die Thür wies. „Nun, nun, ich gehe schon;“ sagte sie: „doch will ich's wohl dahin bringen, daß Eure Majestät längstens in drei Tagen zum Kreuze kriechen.“ Ein schallendes Gelächter war seine Antwort.

Bald darauf erzählte er einem vertrauten Höfling, der zu ihm kam, die rauhe Abfertigung der Prinzessin, und war, wie immer, des vollkommensten Beifalls gewärtig. Der Hoffschranz, der bei jeder Gelegenheit den Honig der

Schmeichelei auf der Zunge hatte, machte denn auch, wie gewöhnlich, eine tiefe Verbeugung und ein sehr beifälliges Gesicht, sagte hingegen mit dem ernstesten Tone eines Hofmeisters: „Ew. Majestät betrogen sich nicht fein und ritterlich gegen die Dame. Auch ist es nicht löblich, daß Allerhöchstdieselben der treuen Dienste des ermordeten Grafen Wildenfels, der zweimal der Retter Ihres Lebens war, undankbar vergaßen.“ —

Der König sah ihn mit Erstaunen an und fragte: ob er seinen Verstand verloren habe.

„O nein,“ versetzte der Hofmann mit ehrerbietigem Lächeln: „Ich sprach die vernünftigste Wahrheit.“

„Wahrheit!“ fuhr der Herrscher auf. „Ich hasse die Wahrheit. — Drum geh’ mir aus den Augen und wag’ es nicht mehr, bei Hofe zu erscheinen.“

Ein anderer Hofherr, der zunächst ins königliche Gemach trat, sprach eben so kühn, als sein Vorgänger, und ward wie dieser verbannt. Aber die Ungnade des Königs, die sonst wie ein Erdbeben den Hof erschütterte, hatte jetzt keinen abschreckenden Erfolg. Wer mit ihm sprach, nahm kein Blatt vor den Mund. Sogar die musterhaftesten Schmeichelfagen, die sich ihr Leben lang mit wurmähnlicher Demuth vor ihm geschmiegt hatten, verlegten ihn mit der Kralle der Wahrheit. Das geschah nicht immer nur wegen des Prinzen. Man rückte dem König tausend andere Dinge vor; man stellte alle Böcke, die er während seiner langen Regierung geschossen hatte, in Reihe und Glied vor ihm auf. Er fluchte, tobte, prügelte, füllte die Gefängnisse der Hauptstadt, und ließ sich zuletzt, als er alle seine gewöhnlichen Diener fortgejagt hatte, von Küchen- und Stalljungen bedienen. Aber auch diese Wichtlein sagten ihm bittere Wahrheiten, die er nicht verdauen

konnte. Er mußte sich nun seine Kleider selbst ausklopfen und die Schubbürste handhaben.

Bei dieser Beschäftigung überraschte ihn am dritten Tage die kleine Prinzessin. Wir erriethen es längst, daß sie es war, die ihn, wie schon früher ihre Gäste im Waldschlosse, bezaubert hatte: dennoch heuchelte sie Erstaunen, ihn bei so niedrigen Arbeiten zu finden. Er gestand offenerzig, daß ihn das unter seinen Hofleuten ausgebrochene Wahrheitsfieber in diese Lage versetzt habe. Lächelnd fragte die Prinzessin: „Was gewährt Ihr mir dafür, wenn ich Eure Dienerschaft wieder gesund mache?“ Freudig erbot er sich zu Allem, was sie verlange. Sie forderte: daß er die Verbindung seines Thronerben mit der Gräfin Helene Wildenfels auf der Stelle genehmigen solle. Er ging sehr schwer daran, in diesen sauern Apfel zu beißen; da ihm jedoch der Holzapfel der Wahrheit noch sauer schmeckte, so griff er nach jenem, und sandte schleunig zwei Hofwagen ab, um Helenen aus der Mühle und den Prinzen von der Festung zu holen.

Und als sie nun, nach Verlauf weniger Stunden, vor ihm standen und er ihre Hände in einander gelegt hatte, stürzte unaufhaltsam eine Schaar von Hofleuten in's Zimmer und schmeichelte ihm um die Wette. „Seht, ich habe das kranke Bößchen geheilt!“ sagte die Zwergin zum König. Hierauf wandte sie sich zur Braut: „Meine Dankpflicht ist erfüllt. Der Geist deines guten, gefühlvollen Vaters ruh' auf dir und sey glücklich!“

Damit verschwand sie.